



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wochenbericht.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## W o c h e n b e r i c h t .

**Vom Neckar.** (Die Frage der deutschen Zukunft. Zweifel und Lösungen, dem deutschen Volke vorgelegt von Gustav Diesel.)

Man hatte eine Periode der Angst hinter sich, man lebte „still und harmlos“ unter den Fittigen der neu gekräftigten, schützenden Autorität. Der diplomatische Verkehr, Conferenzen, Congresse hatten auf dem Wege des Vergleichs Streitigkeiten erledigt, deren Schlichtung ohne Waffen früher unmöglich gewesen wäre. Aus den letzten Revolutionen auf dem europäischen Festlande waren die Staatsgewalten siegreich hervorgegangen und reagierten mit ungewöhnlich starken Mitteln gegen ihren niedergeworfenen einzigen Feind. Und nun hat Rußland, die Schutzmacht gegen künftige Revolutionen, einen großen Krieg entzündet, und verschmäht auch die Insurrection nicht, als ein Mittel, dem Feinde zu schaden! So ist nicht nur die Ruhe, sondern auch die Ordnung Europas aufs neue in Frage gestellt, und die Sorgen um die Zukunft steigen mit auf die Schiffe und setzen sich hinter dem Reiter auf das Roß.

Scandit aeratas naves et post equitem sedet

Atra cura.

Für Deutschland ist diese Sorge besonders schwer, weil es in dem langen Frieden nicht zu einer politischen Einigung gelangt ist, die ihm gestattete, seine Kräfte zusammenzufassen, um einer Wiederholung der unseligen Folgen seiner früheren Spaltungen diesmal vorzubeugen. Wenn daher der Deutsche an seine Zukunft denkt, so hat er an die Gegenwart keinen dringenderen Wunsch zu richten, als daß sie die Einigung des Vaterlandes zu einer nationalen Gesamtmacht herstellen möge. Hat er keine Hoffnung, daß ihm dieses billige Verlangen gewährt werde, so schiffet er sich ein — nach Amerika, entweder in Person oder im Geiste. Die deutsche Presse aber wird nicht umhin können, dem allgemeinen Gefühle Worte zu verleihen, sich über das Bedürfniß einer nationalen Einigung, über die Aussichten, die Form und die Wege derselben zu äußern. Dies thut denn auch Herr Gustav Diesel in seiner neuesten Schrift: die Frage der deutschen Zukunft.

Die erste Hälfte des Buches begründet für die Entstehung, Entwicklung und den Verfall der Staaten die Gesetze, welche in der zweiten Hälfte ihre Anwendung finden. Das Ergebnis ist ungefähr folgendes. Alle Staaten des Alterthums, die asiatischen, griechischen und der römische haben kürzere oder längere Zeit bestanden, und sind dann untergegangen. Sie würden nicht untergegangen sein, wenn sie nicht schwach geworden wären; die Ursache ihrer Schwäche war die Ausdehnung der Staatsgewalt auf Kosten des Besondern, die Vernichtung aller Gegensätze. Die überall eingreifende Staatsgewalt kommt dann in die Lage, alles geleistet zu haben, was sie vermag, und nun wird ihr zugemuthet, zu leisten, was sie nicht vermag. Damit beginnt ihre Auflösung. — Herr Diesel hat in einer früheren Schrift dieses „Gesetz“ auf Frankreich angewendet, und die Grenzboten haben die Schuld auf sich geladen, dasselbe nicht „in ihr Bewußtsein aufzunehmen.“ Dafür werden sie in einer langen Note gehührend zurechtgewiesen und im Texte mit der Bemerkung abgefertigt: „nur der Unverstand, der zuweilen noch durch Hochmuth gesteigert wird, kann die Wahrheit dieser durch die unleugbarsten staatlichen Entwicklungsgesetze bestätigten Geschichtsauffassung (daß die Entwicklung des französischen Staates im wesentlichen eine Rückentwicklung sei) verkennen.“ Diese Lection wird hoffentlich die Grenzboten nicht abhalten, die Grenzboten. II. 1854.

wendung der staatlichen Entwicklungsgesetze auf die Frage der deutschen Zukunft in einer ihrer Nummern besprechen zu lassen, schon deshalb, weil Herr Diezel für Deutschland bessere Ausichten eröffnet, als für Frankreich. Zuerst wird nachgewiesen, woher die deutsche Einheit nicht kommen kann. Sie kann nicht kommen von Oestreich, denn Oestreich ist nicht deutsch, es ist despotisch regiert und macht einen Versuch, seine Staatseinheit durch Militärgewalt herzustellen, welcher dem deutschen Geiste schnurstracks zuwiderläuft. Deutschland unter der Herrschaft des Hauses Habsburg wäre nicht ein einiges, sondern ein unterjochtes, „kroatifirtes“, es würde sich in einem unerträglichen Zustande befinden, und die Geschichte lehrt, daß sich Deutschland nicht auf die Dauer unterjochen läßt. Wir sind einverstanden mit der Behauptung, daß Oestreich ein einiges Deutschland nicht herstellen wird. — Auch Preußen kann, so lehrt das staatliche Entwicklungsgesetz, Deutschland nicht zur Einigung bringen. Die preussische Politik hat zu enge Dimensionen, ihr letzter Versuch hat mit ihrer vollständigen Demüthigung geendet, die Staatsgewalt hebt auch dort das Besondere und die Gegensätze auf, der Protestantismus ist der rechte nicht, er ist zu eckelst, kurz — Deutschland mag die preussische Herrschaft nicht und sein Widerwille dagegen ist ein Zeichen von Gesundheit. Mit dieser Anschauung sind wir nicht einverstanden, weil Preußen die eine Hälfte von Deutschland ausmacht, mit welcher die andere Hälfte sich zu vertragen haben wird, wenn eine Einigung zu Stande kommen soll. Doch — wir wollen das staatliche Entwicklungsgesetz weiter hören. Von den übrigen deutschen Staaten kann die Einheit zur Zeit auch nicht kommen, weil die fürstlichen Interessen eine Einfächerung und Unterordnung unter ein größeres Ganze nicht vertragen. So lange das monarchische Princip in den einzelnen Staaten herrscht, ist keine Einheit möglich. Für ganz Deutschland wird die Monarchie nicht gradezu ausgeschlossen, doch auch ihre Nothwendigkeit nicht eingesehen. Wenn aber auch in den einzelnen Staaten die Dynastien entfernt sein werden, so ist darum die Einheit noch nicht da, sondern es ist erst die Möglichkeit gegeben, die Besonderheiten zu einem Ganzen zu vereinigen.

Nachdem wir vernommen haben, wo die Einheit nicht zu suchen ist, werden wir hören, woher sie erwartet werden darf. Sie ist nur denkbar, wenn man mit der Geschichte bricht und einen ganz neuen Staat bildet. Dies wird um so unerläßlicher sein, da ein alter Staat nicht vorhanden ist, und man hat daher kaum nöthig, mit der Geschichte zu brechen, sondern nur sie fortzusetzen, um einen neuen zu bilden. In dem Abschnitte über den Entwicklungsgang der deutschen Nation sagt der Verfasser selbst, daß die Gesetze der staatlichen Entwicklung auf Deutschland keine Anwendung finden, weil hier der eine Punkt fehlt, der in andern Staaten feststeht. Die Deutschen haben sich nie auf die Dauer von außen erobern lassen (einzelne Randstücke abgerechnet) und sich nie unbedingt einer höchsten Gewalt unterworfen; eine solche konnte ihre Autorität immer nur von der freien Zustimmung aller ableiten. Der Bruch mit der Geschichte besteht daher eigentlich nur darin, daß aus dem staatlichen Werden, aus dem Unfertigen, endlich einmal etwas fertig wird; aber dieses Fertige, der neue Staat, darf die geschichtliche Entwicklung des Volkes nicht verleugnen, mithin nicht auf der bureaukratischen Autorität, sondern auf dem Princip der Selbstregierung beruhen. Der Glaube an die Möglichkeit dieser amerikanischen Form der deutschen Einheit beruht auf der Wahrnehmung, daß reicher Stoff zu künftigen Staatsbildungen in Deutschland vorhanden ist, daß die Einzelstaaten ihren Kreislauf vollendet haben, und

daß sich eine gewisse Gleichartigkeit und Gleichförmigkeit der Interessen herstellt, welche auf eine endliche definitive politische Einigung hinweist.

Es ist für einen Lehrer der Politik zwar nothwendig, aber nicht genügend, daß er an die Möglichkeit seiner Aufstellungen glaube, er wird uns auch einige Hoffnung für deren Verwirklichung geben. Das Resultat der hierauf gerichteten Betrachtungen ist: daß die Sache zwar ihre großen Schwierigkeiten habe, aber doch nicht hoffnungslos sei. Es kommt darauf an, ob die Kräfte, welche den neuen Staat gründen sollen, die entgegenstehenden Hindernisse überwinden können. Die schaffenden Kräfte sind die bürgerlichen Interessen, die entgegenstehenden Hindernisse sind die bestehenden Gewalten und die ihnen zu Gebote stehenden Machtmittel, und die Partie scheint hiernach etwas ungleich zu stehen. Aber der Verfasser weiß sich zu helfen; er wärtet bis das schwerste Stück Arbeit gethan ist. England und Nordamerika werden die auswärtigen Gegner der deutschen Einheit bezwingen; dann folgt das Zerplagen jener Seifenblase, welche man österreichischen Gesamtstaat nennt; hierauf wird Preußen in Deutschland aufgehen; zuletzt werden die noch übrigen bestehenden Gewalten infolge ihrer Unnatur und Künstlichkeit, sowie des schneidenden Widerspruchs der thatsächlichen Verhältnisse mit den Anschauungen, dem Bewußtsein und der Bildung der Zeit — zusammenfallen. Dies alles wird geschehen durch einen baldigen Krieg oder eine spätere Revolution — und dann ist für die deutsche Nation die Einheit zwar immer noch nicht geworden, aber doch in näherer Aussicht. Die leichteste Art, die schwersten Hindernisse zu überwinden, ist, abzuwarten, bis sie von selbst verschwinden; man setzt sich an das Ufer und wartet, bis das Wasser abgelaufen ist.

Nun hat also H. Diezel tabula rasa vor sich und kann mit Muße den neuen Staat construiren. Wie fängt er dies an? Er schafft vor allem — ein deutsches Heer. Er kann mehr als König Karl, er kann Armeen aus der Erde stampfen; sie werden schon kommen und sich selbst ausrüsten, verpflegen und regieren. Das Heer steht der Nation zu Diensten, und sie verwendet dasselbe, um einerseits die ungesund, faulen, philisterhaften Elemente aus ihrem eignen Schoße auszuscheiden, anderseits ihre Selbstständigkeit gegen Ost und West zu erkämpfen. Erst wenn dies geschehen ist, kann daran gedacht werden, die staatlichen Verhältnisse neu zu ordnen. Wir besorgen beinahe, daß das Heer, falls es Führer haben sollte, auf die Gestaltung des neuen Staates größeren Einfluß üben würde als der Geist der Selbstregierung in der Nation; allein auf der andern Seite beruhigt uns wieder der Umstand, daß das Heer schwerlich zusammenkommen wird, da H. Diezel vergessen hat, für dessen Existenz zu sorgen. Leider ist auch für den neuen Staat nicht besser gesorgt, denn wir erfahren über seine Einrichtung weiter nichts, als daß er von unten herauf, auf Freiheit der Religion und politische Freiheit, auf das Princip der Selbstregierung gegründet werden soll, aber es fehlt jede Andeutung über die Organisation desselben. Eine Art von Organisation wird doch kaum zu entbehren sein, und wir hoffen, Herr Diezel werde in einer nächsten Schrift der Nation seine Gedanken darüber sagen. Sein vorliegendes Werk ist in dem theoretischen Theile äußerst großartig angelegt, in seinem praktischen verläuft es in klägliche Hilflosigkeit; es ist unendlich stark im Regiren, unendlich schwach im Woviren. Es war uns daher auch sehr angenehm, zu lesen, daß Herr Diezel nicht uns, sondern die demokratische Partei beruft, an dem Werke der Zukunft zu arbeiten, und zu diesem Zwecke ihr zunächst aufgibt, die Nation mit dem Geiste der Selbstregie-

nung vertraut zu machen, und die Bureaucratie, welche regiert, wie das Philistertum, welches regiert sein will, zu bekämpfen. Da alles Weitere von selbst kommen wird, so läuft die arbeitende Partei nicht Gefahr, Fiasko zu machen, wie es uns geschehen ist; sie ist jedenfalls entschuldigt, wenn Deutschland nicht einig wird, sie kann ja nicht dafür, wenn die staatlichen Entwicklungsgesetze nicht Ordre pariren.

**Aus Prag.** Wenn in frühern Jahren, als die liberale Polemik gegen Oestreich an der Tagesordnung war, wie dies so oft geschah, an den Producten östreichischer Wissenschaft demonstrirt wurde, daß das dort herrschende System der Tod jedes wissenschaftlichen Fortschrittes sei — ein Argument gegen das eben nicht viel eingewendet werden konnte — und man den Stand der Wissenschaft in Oestreich durchaus nicht als in gleichem Niveau mit dem im übrigen Deutschland anerkennen wollte, so mußte doch immer wieder zugestanden werden, daß die medicinischen Studien in Oestreich hiervon eine rühmliche Ausnahme machten und sogar tonangebend geworden seien.

Es ist auch wahr, daß sich eine, wie man sie nannte, Wiener und Prager Schule gebildet hatte, die eine bestimmte Reform in die Medicin eingeführt, dadurch, daß sie sie als Naturwissenschaft betrachtete und die Erscheinungen an gesunden und kranken Menschen nur nach der Methode der Naturforschung erfasst und verstanden wissen wollte. Prag stand Wien nicht viel nach, ja, es wußte sowol durch einen concentrirten Eifer größere Gemeinsamkeit der Forschungen und wechselseitige Mittheilung in wissenschaftlicher Beziehung zu überflügeln, als auch in praktischer durch eine bessere Benützung des Materials, wodurch es dem Schüler zugänglicher wurde. Ein reicher Strom lernbegieriger fremder Aerzte, zu dem alle Länder mit beisteuerten, wurde nun nach Prag gelenkt, wo Hamernik, Dypolzer, Waller, Pitha, Engel, lauter originale und geistreiche Beobachter, sie zu fesseln wußten. Fast alle blieben wir länger als wir es ursprünglich im Sinne gehabt, in der alten, traurigen Moldau-Stadt, die wahrlich mit ihren schlechten Table d'hôtes und schlecht meublirten Monatszimmern den Fremden nicht besonders zu fesseln vermag, sehr viele kehrten nach ihrer Wiener Reise wieder nach Prag zurück, mit der Ueberzeugung, daß dort für den Lernenden mehr zu gewinnen sei, wenn auch das Krankenmaterial Prags dem immensen Materiale Wiens um ein Bedeutendes nachstehe. Der Ruf der Prager Schule stieg immer mehr. Deutsche Universitäten, deren Schüler hier ihre letzte praktische Ausbildung erhalten und deren Werth hatten erkennen lernen, suchten junge Docenten aus Prag für ihre Katheder. Ob diese Griffe glücklicher waren zeigt der Ruf, welchen Kiwisch und Scanzoni in Würzburg, Dittrich in Erlangen, Lange in Heidelberg, Gruber in Petersburg genossen.

Der reinste Ausdruck des hiesigen rationalen Objectivismus, der strengsten naturwissenschaftlichen Forschung war Hamernik. Er war der erste Schüler Koflanskys und Skodas aus Prag, hatte ihre Lehren auch der erste nach Prag gebracht und denselben Anhänger zu verschaffen getrachtet; durch seine zahlreichen, zum größten Theile ins Englische und Französische übersehten literarischen Arbeiten ist er an allen Schulen rühmlichst bekannt. Diese Monographien selbst sind Muster

einer strengen gründlichen Forschung und unbefangenen Beobachtung, welche sich von jedem Autoritätsglauben losgesagt hat.

Nach dem Abgange Dypolzers wurde Hamernik, der bis dahin über Auscultation und Percussion docirte, klinischer Lehrer. Vor allen andern strömten die Aerzte zu ihm, wenn er am Krankenbette stand. In der „Aufnahme“ des Kranken erreicht ihn kein anderer. Er kennt nur physikalische Veränderungen, diese werden aber mit einer Schärfe sinnlicher Beobachtung erkannt, nach ihrer Entwicklung, wie sie vorherging und wie sie mit Naturnothwendigkeit folgen muß, beurtheilt, wie sie nicht ihres Gleichen findet und die Vorzüglichkeit der neuen Methode vor der alten ins klarste Licht stellt. Wer sich gründlich unterrichten wollte, besuchte Hamerniks Klinik; sie hieß zwar die zweite, war aber in der That die erste. Die erste, die des Professors Z... zählte auch Schüler, aber sonderbarerweise nur so viele als ihn, den alleinigen continuirlich terrorisirenden Examinator zu fürchten hatten.

In seinen Privatskursen hatte Professor Waller die größte Zahl der Zuhörer. Er gilt mit Recht für eine der ersten Größen seines Faches. Das Gebiet, auf dem er sich ergeht, ist ein solches, in das man nicht alle Leser eines Feuilletonartikels einführen kann, doch darf hier nicht unerwähnt gelassen werden, daß er die Extravaganzen der Ricordschen Lehren auf ihr rechtes Maß zurückgeführt und durch Impfexperimente eine neue Anschauungsweise der Krankheitsform unumstößlich gegründet hat. Diese Versuche wurden von vielen Seiten für unberechtigt erklärt, die Wissenschaft jedoch hat durch sie einen Schritt vorwärts gethan.

Professor Engel, dessen Genialität zuerst das Ausland zur Anerkennung bringen mußte, vorzüglich deshalb, weil er ein wissenschaftlicher Gegner Rokitanstky's ist, versammelte in seinen zahlreichen öffentlichen Vorträgen nächst Hamernik die zahlreichsten Zuhörer. Er ist der Skeptiker unter den pathologischen Anatomen und der strengste Kritiker der Schule, der er selbst angehört.

So waren also bis vor kurzer Zeit alle Zweige der praktischen Medicin in den Händen scharfsinniger und vortrefflicher Forscher und die Leiter der Anstalten boten der Wissenschaft alle nur mögliche Unterstützung. Es hatte das Aussehen, als ob diese medicinische Schule Prags vielleicht die erste Deutschlands werden sollte. Leider zeigt es sich nun, daß die Glanzperiode nur eine vorübergehende sein sollte und zu seinem schmerzlichen Erstaunen trifft der fremde Arzt, der nach Jahren Prag jetzt wieder besucht, allenthalben die Spuren des Rückschrittes, ja des Verfalles. Eine egoistische Coterie, die unfähig selbst etwas zu schaffen, mit Erbitterung die Neuerer in der Medicin verfolgt, hat einen mächtigen Einfluß gewonnen, es ist ihr bereits gelungen, eine der Koriphaen hiesiger Wissenschaft zu entfernen und es läßt sich fast vorhersehen, daß sie es nicht bei diesem einen Opfer bewenden lassen wird. Vor vier Monaten ungefähr wurde Hamernik seiner Stelle als klinischer Lehrer und Primärarzt entsetzt. Die Absetzung wurde in der Form geboten, daß die regierungsmäßliche Bestätigung, die jeder österreichische Professor im dritten Jahre nach seiner Anstellung einzuholen hat, ihm versagt wurde. Lag die Ursache seiner Entfernung darin, daß er im Jahre 1848 Abgeordneter gewesen oder ist das Verbrechen wahr, von dem man munkelt: er habe nämlich ein paar kleine, grell bemalte Heiligenbilder, mit denen eine fromme Wärterin die Wände

über ihrem Bette beklebt, abnehmen lassen? Kurz ein Mann, der eine Zierde der Wissenschaft war, wurde plötzlich und ohne Angabe irgend einer Ursache seinem Wirkungskreise und seinen Schülern entzogen, die nun wieder zu praktischen Aerzten nach alter Art dressirt werden. Man schien es nicht zu wissen, daß man es mit einem Manne von europäischem Rufe zu thun habe.

Eine andere Ursache des Verfalls scheint mir in der jetzt eingerissenen Art der Verwaltung zu liegen. Die Directoren der Anstalt, wiewol selbst Aerzte, schränken die Ordination und die Verfügungen der Aerzte im Interesse der Ersparniß auf eine Weise ein, die mit den Forderungen der Humanität wie mit denen der Wissenschaft unvereinbar ist. Wie sehr aber in kurzer Zeit eine Anstalt verfallen kann, die einst eine Musteranstalt zu nennen war, zeigt uns die Irrenanstalt. Man darf sagen, daß diese seit Abgang des Professor Niedel nach Wien ein bloßes Arbeitshaus geworden ist.

So viel zeigt sich dem, der die medicinischen Schulen Prags noch vor einigen Jahren sah, jetzt bei dem ersten Wiederbesuche. Sollten Belege für diese Behauptungen gefordert werden, so sind sie leicht, und zwar in Fülle zu liefern.

**San Francisco**, den 3. Januar 1854. — Noch während ich dieses schreibe, prasseln die Schwärmer, krachen die Petarden, donnern Hurrahs. Die Sylvesternacht selbst aber glück einem ungeheuern, von betrunkenen Salamandern durchtobten Feuermeere. Kolossale Disharmonien in jeder Sprache jauchzten zu dem klaren Winterhimmel empor, der dem planlosen Wirde eine versöhnende Einheit gab, gleich seiner Nachbildung, dem Sternenbanner, das allein unsern wüsten Treiben die Deutung gibt und zwar eine tiefere, als man in Europa ahnt.

Von der improvisirten Eroberung Untercaliforniens haben Sie gehört. So unglaublich es klingen mag, es ist ein historisches Factum, daß 41 gesunde Jungen, darunter einige specielle Freunde, La Par erobert, den Gouverneur gefangen und eine neue Republik gegründet haben. Die Zahl der Eroberer ist so gering, daß sie nicht einmal hinreicht, alle Aemter zu besetzen, trotzdem erläßt Carl Walker (Präsident), stolz seine Proclamationen vom Hauptquartiere. Und dieser Argonautenzug ist vor unsern Augen und im Angesichte des 19. Jahrhunderts ausgeführt worden. Wahrlich, unsere Zeit ist noch nicht so arm an Abenteuerlichkeit, als ich bis jetzt immer geglaubt habe.

Am Sylvesterabend wurden wir bei einem gemüthlichen Abendessen durch die Botschaft des Sieges von Olteniza überrascht. Herr S., der Ueberbringer der Zeitung, wurde gezwungen, von einem Stuhle herab die Nachricht durch eine Athmosphäre von Hurrahs hindurchzuschreien, worauf die anwesenden Consuln ersucht wurden, die Sache vom Standpunkte der von ihnen repräsentirten Mächte der Reihe nach zu beleuchten. Ich wünschte, Sie wären zugegen gewesen.

Zuerst sprach der alte N. für Schweden und Norwegen. Er erwähnte Karl XII. und seiner Belagerung bei Bender und ging dann durch eine überraschende Ideenverbindung, die mir am folgenden Morgen nicht mehr ganz klar war, auf Anhalt-Deßau über, wodurch ich meinerseits veranlaßt wurde, einiges über die alten Beziehungen der Raubstaaten zum Sultan, sowie über die im türkischen Reiche um sich greifende Aufklärung zu sagen. Der Halbmond und die Aufklärung brach-

ten mich auf Halbheit der Erleuchtung, ich fand im halben Monde das Symbol preussischer Volkserziehung und wandte mich in Anerkennung dieses Umstandes an den preussischen Viceconsul Herrn M., der seinerseits von den Vorzügen deutschen Staatenlebens sprach, von dessen Segnungen wir heute Abend einen so recht innigen Eindruck haben müßten durch die Anwesenheit von sieben deutschen Consuln, da doch bekanntlich sowol England als Frankreich jedes nur durch einen Consul repräsentirt würden. Es traten noch einige meiner Collegen auf und sprachen über Deutschlands Größe, türkische Justiz und dergleichen, bis zuletzt Herr F. einstimmig zum Consul des Königs von Thule ausgerufen wurde. Von diesem Augenblicke an erlitt die parlamentarische Ordnung bedeutende Störungen durch unbefugtes Hurrarufen, Sprechen außer der Ordnung und Turnübungen der jüngern Mitglieder.

Ich habe Ihnen ferner noch mitzutheilen, daß im Auftrage des preussischen Geschäftsträgers in Mexico, Herrn von Nichthofen, Herr Kirchhoff, gegenwärtig preussischer Consul in San Francisco, eine Bekanntmachung erließ, worin er preussische Unterthanen warnt, sich an der Expedition gegen Guaymas zu betheiligen, indem selbige, mit den Waffen in der Hand gefangen, durchaus auf keinen Beistand von Seiten der preussischen Regierung rechnen dürften. Sie können sich denken, welche Heiterkeit diese väterliche Vorsicht unter unsern unartigen Californiern erregte. Die Amerikaner lachten und meinten, Preußen intendire eine Intervention in amerikanische Angelegenheiten. Ich werde, wenn es mir möglich ist, das Betreffende aus hiesigen deutschen Blättern beilegen.

Gestern wurde eine chinesische geheime Gesellschaft verhaftet, die ihre Landsleute nach einem ziemlich europäisch gedachten Zwangssysteme besteuerte. 20 Polizeiofficers waren hinreichend, 139 Chinesen zu verhaften, die sich in einem abenteuerlich herausgeputzten Saale befanden. Der Transport der Chinesen geschah auf höchst eigenthümliche Weise, indem immer sechs Unterthanen des himmlischen Reiches mit den respectiven Zöpfen zusammengebunden wurden. Eine große rothe Fahne und eine Schüssel Reis, in dem eine Menge bunter Fähnchen stecken, sowie ein ganzes Arsenal sonderbar gestalteter Waffen, die dort gefunden wurden, dienen jetzt zur Verzierung des Polizeiamtes, das dadurch ungefähr das Ansehen einer Seiltänzerbude gewonnen hat. Die Chinesen wurden am folgenden Morgen freigegeben, da sich aus der Untersuchung ergeben hatte, daß sich die Gesellschaft nicht eigentlich ungesetzlicher Mittel zur Eintreibung der Gelder bedient hatte.

Unsere californischen Zustände nähern sich immer mehr einer regelmäßigen Gestaltung: San Francisco würde noch lange nicht der schlechteste Platz sein zu einer Ansiedelung gebildeter Deutschen. Ich spreche immer vom gegenwärtigen Californien, nicht von dem alten, wilden, das Sie kennen. Die deutsche Nationalität gewinnt hier täglich an Bedeutsamkeit, die verschiedenen Bildungsstufen gruppiren sich zu kleinen, größtentheils recht angenehmen Circeln, die in traubenartigem Zusammenhange um zwei oder drei größere Vereine anschießen. Auf diese Weise verbinden wir die Gemüthlichkeit der kleinen Circel mit politischer Bedeutsamkeit und brauchen nicht das Privatleben aufzugeben, um eine Organisation nach außen zu gewinnen.

**Aus England.** Es ist uns unerklärlich, welche Motive das Petersburger Cabinet veranlaßt haben, in der Petersburger Zeitung jenen herausfordernden Artikel zu veröffentlichen, welcher das Cabinet Überdeeen der Mitwissenschaft an den Plänen Rußlands zur Vernichtung der Türkei zieht und dadurch das englische Ministerium zu zwingen, nun seinerseits vor die Oeffentlichkeit zu treten, und die geheime Correspondenz vollständig abdrucken zu lassen, die ohne diese unvorsichtige und unvollkommene Enthüllung des Petersburger Cabinets wahrscheinlich erst nach Verlauf vieler Jahrzehnte das Licht der Welt gesehen hätte. Wenn das Petersburger Cabinet etwa geglaubt hat, damit seine Stellung Europa gegenüber zu verstärken und die seiner Gegner zu erschüttern, so hat es sich darin gewaltig getäuscht, denn noch nie hat sich die russische Politik und ihre Unverträglichkeit mit der Unabhängigkeit Europas, die Gewissenlosigkeit, mit der sie ihre Triebfedern in Bewegung setzt, die hochmüthige Verachtung, mit der sie im Geheimen von alten Bundesgenossen spricht, denen sie öffentlich schmeichelt, weil sie ihre Hilfe zur Durchführung seiner Pläne nicht entbehren kann, in grellerem Lichte gezeigt, als in diesen Enthüllungen. Erinnerung an alte Kriegskameradschaft, Besorgniß vor französischen Eroberungsplänen am Rhein und in Italien, und die von Rußland mit großer Kunst beständig wacherhaltene Furcht vor der Revolution hatten die beiden deutschen Mächte gegen die Ansprüche des nordischen Nachbarn auf eine Weise nachsichtig gemacht, die nicht immer den Interessen des gemeinsamen Vaterlands entsprach, und ihnen selbst schwere Lasten auferlegte. Was ist nun der Dank für diese Gefälligkeit? Während Rußland England durch glänzende Anerbietungen zu verlocken sucht, mit ihm allein das Reich zu theilen, über dessen Schicksal, wenn es stürzt, nur alle Großmächte Europas gemeinsam entscheiden dürfen, und England, nachdem Rußland Frankreich als Gegner beseitigt hat, fragt, was dazu Preußen und Oestreich sagen würden, wird Oestreichs gedacht, als sei es nichts als ein gefügiges Werkzeug Rußlands, und Preußen widerfährt die nicht mindere Beleidigung, gar nicht genannt zu werden. Das ist noch nicht genug! Nachdem England alle Gedanken an eine Theilung der Türkei zurückgewiesen hat, wendet man sich an das früher verschmähte Frankreich und bietet diesem, wie man mittlerweile aus Paris erfahren hat, als Preis für die Genehmigung der russischen Pläne freie Hand am Rheine an, zum Nachtheil desselben Preußens, indem eine kleine, leider einflußreiche Partei, die die Ehre Preußens stets im Munde führt, aber nie im Herzen gehegt hat, die Gefälligkeit gegen Rußland bis an die Grenze des Landesverraths treibt. Gewiß muß vielen bisherigen Anhängern dieser Partei, die bisher nur die behende Sophistik der Führer geblendet hat, ein Licht über das wahre Ziel aufgehn, dem man sie entgegenführen will. Hoffentlich werden diese Enthüllungen nun entscheidend wirken.

Wie aus den geheimen Depeschen hervorgeht, hat England überall mit großer Loyalität gegen die ihm befreundeten Mächte gehandelt. Der Plan Rußlands, die orientalische Frage ohne Bethheiligung sämmtlicher europäischen Großmächte zu regeln, wird von vornherein beseitigt, die Theilungsanerbietungen nicht bloß durch stolzes Stillschweigen zurückgewiesen, sondern zugleich durch eine entschiedene Protestation gegen die Ansicht des Kaisers beantwortet, daß die Türkei jetzt schon im Sterben liege, im Gegentheil vorgeschlagen, den allerdings sehr kranken Staat durch innere

Reformen zu stärken, und überhaupt über den Standpunkt, den England in dieser Frage einnehmen würde, nicht der geringste Zweifel übrig gelassen. Wenn es sich erst so spät von der verhängnißvollen Tragweite der Sendung Menschikoffs überzeugte, so hatte dieser Irrthum seinen Grund in dem Vertrauen auf das Wort des Kaisers, der wiederholt versicherte, die Sendung habe nur Bezug auf die heiligen Orte und einige andere geringfügige Punkte, und noch um dieselbe Zeit, als Menschikoff im Geheimen die türkischen Minister, die sich niemand anzuvertrauen wagten, mit seinen übermäßigen Forderungen bedrängte, sein Wort als Kaiser und Gentleman verpfändete, keinen Schritt ohne vorherige Verständigung mit England thun zu wollen. Es stünde schlimm um das monarchische Princip, wenn man auf ein solches Wort nicht bauen wollte! —

**Auswärtige Literatur.** Das Januarheft der Westminsterreview, eine Zeitschrift, die überhaupt verdient, auch in Deutschland ernsthaft beachtet zu werden, enthält neben andern Artikeln, die in das Gebiet der Literatur einschlagen, eine Reihe von Aufsätzen, die uns gründlicher und unbefangener, als es sonst zu geschehen pflegt, in das innere Gewebe der neuesten politischen und religiösen Bestrebungen Englands einführen. Wir zeichnen darunter besonders drei Aufsätze aus: über die Wahlreform, über die Entwicklung der englischen Kirchenverfassung, und über Englands auswärtige Politik. Bekanntlich gehört das Blatt der liberalen Partei und geht, wie sich bei einer principiellen Behandlung der Streitfragen von selbst versteht, in seinen Anforderungen weiter, als die Whigs in ihrer Praxis. Die Nothwendigkeit einer Erweiterung des Wahlrechts und seine Ausführbarkeit, ohne daß den conservativen Interessen des Staates ein Abbruch gethan wurde, ist mit schlagenden Gründen nachgewiesen, und über die allmältige Fortbildung der religiösen Auffassungen und Zustände in England viel wenig bekannte und anziehende Mittheilungen gemacht. Am meisten dürfte unter den gegenwärtigen Umständen die Abhandlung über die auswärtige Politik interessiren. Wir wollen nicht behaupten, daß der Verfasser ganz unbefangen und vorurtheilsfrei zu Werke geht; es finden sich mancherlei Vorstellungen über die continentale Politik, die auf unvollkommener Kenntniß beruhen, und was die Zeichnung der englischen Politik betrifft, so ist offenbar die Färbung zu grell. Allein die leitenden Grundsätze sind vollkommen richtig und um so werthvoller, je weniger sie von den gewöhnlichen Politikern ins Auge gefaßt werden. Der Verfasser geht davon aus, daß die auswärtige Politik Englands darum eine unerfreulichere Gestalt angenommen hat, als zu den Zeiten Elisabeths und Cromwells, weil sie von keiner leitenden Idee mehr getragen wird, und weil sich eben darum das Volk gleichgiltig dagegen verhält. In Beziehung auf die innere Politik hat jeder Engländer ein wachsam Auge auf die Regierung, es kann kein Schritt gethan werden, ohne daß man dem ganzen Publicum Rechenschaft gibt. In den auswärtigen Angelegenheiten dagegen läßt man der jedesmaligen Regierung fast ganz freie Hand, und wenn es einmal zu lauten und ausgedehnten Demonstrationen kommt, so sind diese gewöhnlich so von principlosen Sympathien erfüllt, so unbestimmt und roh, daß sie auf die Wirklichkeit keinen Einfluß haben können. Wenn in den Zeiten Elisabeths und Cromwells trotz der viel unbeschränkteren Regierungsform dennoch für die auswärtige Politik eine viel lautere und lebhaftere Theilnahme im Volk vorhanden war, so lag der Grund darin, daß damals die Beziehungen Englands zum Ausland von einer wirklichen Idee, von Grenzboten. II. 1854.

der Idee des Protestantismus und der Religionsfreiheit überhaupt geleitet wurden. Diese Idee hat sich dann erschöpft, und was man an die Stelle zu setzen suchte, verlor sich immer in Instinct und Naturalismus. Zwar hat man hin und wieder für die constitutionelle Verfassung Propaganda gemacht, aber man hat diese in ihrer allerrohesten und abstractesten Form den Fürsten und Völkern aufgedrungen, ohne danach zu fragen, ob die Natur des Volks mit diesen Formen in Einklang zu bringen sei, und ohne energisch dafür einzutreten, wenn sie durch ihre eigne Unhaltbarkeit oder durch äußern Druck zusammenfiel. So ist die Einmischung in die Angelegenheiten von Spanien, Portugal, Griechenland, Sicilien u. s. w. eine Reihe von Mißgriffen gewesen und fast überall zum Schaden Englands ausgeschlagen. Abgesehen von den mercantilen Interessen, die man bei allen diesen Operationen im Auge hielt, war es ein starker und populärer Instinct, der die höchst überraschenden Wendungen der auswärtigen Politik Englands bestimmte, der traditionelle Haß gegen Frankreich, von dem der Verfasser ganz richtig bemerkt, daß er ein höchst unhaltbares Motiv für die Politik eines großen und mächtigen Volkes ist. Und ebenso richtig stellt er diesem falschen Instinct das wahre Princip gegenüber, welches der englischen Politik einen neuen und mächtigeren Impuls geben könnte: die Unterstützung der freien Entwicklung jedes einzelnen Volkes und die Abwendung jedes äußern Einflusses auf dieselbe. Hätten die Engländer diese Maxime in Beziehung auf Deutschland festgehalten, namentlich in einer Zeit, die kritisch für die Neugestaltung seiner Verfassung war, so würden sie selbst in diesem Augenblicke in einer viel günstigeren Stellung sein. Aber sie haben in den Jahren 1848—50, abgesehen von kleinen unwürdigen Intriguen, nichts gethan, um dem Uebergewicht Rußlands über die conservativen Mächte Widerstand zu leisten, und wenn gegenwärtig ihre Staatsmänner die Abhängigkeit der deutschen Politik von Rußland bespötteln, so ist die Thatsache leider vollkommen richtig; aber es ist gut, sich daran zu erinnern, in wie weit diese Schuld ihnen selber zur Last fällt. — Durch den Drang der Umstände ist England jetzt endlich dahin getrieben, die Rolle zu übernehmen, die es sich freiwillig hätte aneignen sollen; es hat seine alten Traditionen und Vorurtheile abgeworfen und erhebt sich als der Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation gegen die Barbarei. Möchte es wenigstens durch die früheren Erfahrungen so weit gewißigt sein, daß es nicht durch Aberdeen'sche halbe Maßregeln, sondern durch den großen und imposanten Ausdruck seiner Ueberzeugung seine Aufgabe zu erfüllen strebt: eine Ueberzeugung, die nicht verfehlen wird, alles, was noch in Europa von nationaler Kraft, von Bildung und Freiheitsgefühl vorhanden ist, mit sich fortzureißen. —

The complete works of William **Shakespeare**. The text regulated by the old copies and by the recently discovered folio of 1632, containing early manuscript emendations. With notes, selected and original, a new and copious glossary, and the poet's life. Leipzig, printed for Baumgärtner. 1853. — Mit dem 6. Hefte liegt jetzt diese Ausgabe beendigt vor uns. Es sind 1060 starke Quartseiten. Die Ausstattung entspricht durchaus den Forderungen; das Format hat keine zu unbequeme Größe, der Druck ist zwar klein, aber deutlich, das Papier gut. Soviel über die äußere Ausstattung. Was nun den Inhalt betrifft, so gibt in dem 6. Hefte der Herausgeber, der sich Dr. D. unterzeichnet, in einer sehr kurzen Vorrede seine leitenden Maximen an. Namentlich spricht er sich über sein Verhältniß zu den Entdeckungen von Collier aus: „die neuen Lesarten, sagt er, welche der Herausgeber sehr

sorgfältig untersucht hat, sind von der größten Wichtigkeit, aber von verschiedenem Werth. Man kann sie in zwei Classen eintheilen, solche, die offenbar aus einer authentischen Quelle herrühren und solche, die man als Conjecturen betrachten muß. Die Lesarten der ersten Classe werfen ein unerwartetes Licht auf manche zweifelhafte oder ganz unverständliche Stellen. Sie ergänzen ausgefallene Worte oder ganze Linien, stellen den Versbau und den Reim wieder her u. s. w. Die Lesarten der zweiten Classe muß man dem individuellen Geschmac des alten Correctors zuschreiben, der häufig ohne eine augenscheinliche Ursache Worte von der nämlichen Bedeutung an Stelle der gegebenen setzt und manche poetische Ausdrücke in Prosa und Trivialität auflöst. Der Herausgeber hat die Mittelstraße eingeschlagen. Er hat alle diejenigen Veränderungen angenommen, die unzweifelhaft Verbesserungen zu nennen sind (emendations); auch einige, die zweifelhaft sind, namentlich in den Komödien und in den Stücken, deren Text in den alten Ausgaben nicht vollkommen sicher gestellt ist: aber er ist weit scrupulöser gewesen, Veränderungen der letzten Art in Stücke aufzunehmen, deren Text auf besserer Begründung beruht und die in der Gunst des Publicums sicher stehen; hier hat er nur in den allernothwendigsten Fällen den Text verändert. Nur gelegentlich hat er seine Gründe für die Annahme oder Verwerfung einer Emendation mitgetheilt, da der Hauptzweck der Anmerkungen ist, das Verständniß des Textes zu erleichtern, nicht das Werk mit einem Stoff zu überhäufen, der sich nicht direct auf die Sache bezieht.“ — Wir müssen offen gestehen, daß diese kritischen Maximen in der philologischen Literatur ziemlich neu sind. Wenn man einen authentischen Text herstellt, der durch frühere kritische Arbeiten sicher gestellt ist, so ist wol nichts dagegen einzuwenden, wenn man blos den Text gibt und den Leser auf jene kritische Begründung verweist. Wenn aber ein ganz neuer, den bisherigen Uebersetzungen vollkommen widersprechender Text gegeben werden soll, so ist es doch wol ein billiges Verlangen an den Herausgeber, daß er seine Gründe angibt. Wir meinen damit nicht, daß das immer hätte in Anmerkungen geschehen sollen, denn alsdann hätten die Anmerkungen den Text vollständig überwuchert und ein solcher kritischer Apparat gehörte nicht in den Zweck dieser Ausgabe; aber die Vorrede hätte doch wenigstens einen Wink über die Principien geben müssen, nach denen der Herausgeber jene beiden Classen der Verbesserungen unterschied. Wenn er blos gesagt hätte, die einen gefallen mir, die andern gefallen mir nicht, so hätte er sich freilich der Begründung überheben können; wenn er aber sagt, die einen sind authentisch, d. h. sie rühren von dem Dichter selbst her, die andern sind bloße subjective Conjecturen, so muß man allerdings fragen, was zu dem einen oder andern Schluß berechtigt. — Indes wir wollen billig sein. Die Vorrede ist nicht zu ernst zu nehmen. — Der Anfang der Ausgabe fiel in eine Zeit, wo alle Welt von der Authenticität des gefundenen Manuscripts überzeugt war; erst im Laufe der Fortsetzung ließen sich kritische Gegenstimmen vernehmen. Ursprünglich war also wol die Absicht, eine Ausgabe ganz wie die neue Colliersche zu veranstalten, und erst allmählig wurde der Herausgeber daran irre. — Nun ist das in der That keine günstige Voraussetzung für die ganze Ausgabe. Sie hat aber dennoch ihren Werth. Shakespeare hat glücklicherweise jetzt schon eine ziemliche Zahl von Freunden in Deutschland, denen es nicht blos um eine Kenntnißnahme im allgemeinen zu thun ist, sondern die ihn mit jener Andacht studiren, die man einem classischen Schriftsteller schuldig ist. Für diese muß die Auffassung eines so gewiegten Kenners, wie Collier, auch wenn sie nicht ganz davon über-

zeugt werden, von hohem Interesse sein. Zu dieser Kenntnißnahme ist nun die gegenwärtige Ausgabe die bequemste Gelegenheit, da sie so außerordentlich wohlfeil ist. Und wenn sie also keinen andern Zweck hat, so würde schon dieser das Unternehmen berechtigen. Ob einmal die kritische Auffassung eine andere Wendung nehmen wird, ob es sich noch herausstellen wird, daß Colliers Fund eine größere Bedeutung hat, als die geistreicher Conjecturen, das muß dahingestellt bleiben. Denn wenn auch der Federkrieg jetzt eine Pause gemacht hat, so muß man doch sagen: *sub iudice lis est.* — Das hinzugefügte Porträt Shakespeares ist das bekannte. Die Biographie ist von Symmons. Die Anmerkungen sind, wie schon gesagt, nicht zahlreich. Von den streitigen Dramen sind nur Titus Andronicus und Perikles aufgenommen, die lyrischen und epischen Gedichte sind sämmtlich da. Das Wörterbuch ist nicht sehr groß, aber es ist zweckmäßig, leicht übersichtlich und im wesentlichen vollständig. —

**Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852,** von Moriz Busch, 2 Bde. Stuttgart und Tübingen, Cotta. — Das Buch ist überreich an neuem und interessantem Stoffe. Vor allem haben uns die Schilderungen von den religiösen Zuständen Nordamerikas angezogen, auf welche im ganzen die Reisebeschreiber zu wenig Aufmerksamkeit verwendet haben. So werden im ersten Bande die Shaker, im zweiten die Mormonen und die Spiritualisten geschildert. Namentlich um die Kenntniß der Mormonen hat sich der Verfasser ein großes Verdienst erworben. Er hat mit großem Fleiß eine Menge einzelner unbekannter Notizen zusammengestellt und er hat auch den richtigen Schlüssel für die Erklärung dieser im 19. Jahrhundert allerdings unerhörten Erscheinung gefunden. „Die Mormonen,“ sagt er, „sind eine Anomalie unserer Zeit, aber sie sind keine Anomalie der Zustände Amerikas. Der Mormonismus ist eine Frucht des Jankeethums, ein Conglomerat unvermittelter Widersprüche, worin sich scharfer, häufig bis zur Verschlagenheit und Arglist gesteigerter Verstand mit Rohheit der Begriffe und Kritiklosigkeit, Sucht nach Neuerungen in religiösen Dingen mit starrem Buchstabenglauben, Eroberungslust mit ungemeinem Organisationstalent, staunenswerthe Fähigkeit mit überschwenklichster Windbeutelei, endlich Leichtgläubigkeit mit jenem himmelsüchtigen Triebe gepaart finden, welcher ein Erbtheil der ganzen anglosächsischen Race ist.“ Zunächst werden uns die Mythen und Legenden der neuen Religion erzählt, und dann versucht der Verfasser in das prosaische Gebiet der Geschichte überzugehen. Der Mormonismus ist noch nicht viel über 20 Jahre alt, und trotzdem bietet er bereits eine Reihe von Erscheinungen, die sehr viel dazu beitragen können, uns die Entstehung einer Religion überhaupt zu versinnlichen, denn auch aus der Caricatur kann man auf das Urbild zurückschließen. Von allen Seiten auf das leidenschaftlichste angefochten, ohne irgend welche äußere Hilfsquellen, selbst nicht von einem mächtigem Geiste getragen, haben die Mormonen schnell eine ungeheure Ausbreitung gewonnen und was mehr sagen will, productiv auf die Entwicklung Amerikas eingewirkt. Denn sie haben wüste Gegenden urbar gemacht und auf den wildesten Aberglauben eine wenigstens leidlich verständige Staatsentwicklung bairt. Was für ein Ende diese Anomalie haben wird, darüber enthält sich freilich der Verfasser wie billig jedes Urtheils. — Ein spaßhaftes Gegenstück zu diesen Schilderungen ist die Beschreibung der Geisterklopfer, auch ein Phänomen der im Westen aufgehenden Sonne. — Nächst diesen Genrebildern aus dem religiösen Leben dürften die Darstellungen aus dem

socialen Leben von Newyork, von seiner glänzenden Außenseite und den finstren Geheimnissen, die sich dahinter verbergen, das meiste Interesse erregen. Aber das Auge des Verfassers geht lebhaft nach allen Seiten hin. Es gibt vielleicht keine Momente des amerikanischen Lebens, soweit es überhaupt in dem Kreise seiner Wanderungen lag, von denen er uns nicht ein lebhaftes und anschauliches Bild gibt. Er sieht schnell und er sieht gut, und es fehlt ihm auch nicht die sichere Hand, das Gesehene deutlich darzustellen. Doch müssen wir in Beziehung auf die Form eine Ausstellung machen. Das Buch würde unendlich gewonnen haben, wenn der Verfasser eine strengere Kritik gegen sich selber ausgeübt hätte. Er denkt und empfindet sehr schnell, und das ist an sich ein glückliches Moment zu einer lebhaften Darstellung; aber man muß nachher das auf diese Weise Concipirte sehr sorgfältig prüfen, und das hat der Verfasser wenigstens theilweise versäumt. Sein Buch ist seinem ganzen Inhalte nach für die Gebildeten geschrieben und diese werden nicht selten bei den glücklichsten Schilderungen durch Ungehörigkeiten der Form, bei dem treffendsten Raisonnement durch einzelne Uebersetzungen des Denkens gestört werden. Eine leichte Uebersetzung hätte genügt, die breiten und die burschikosen Nachlässigkeiten zu verwischen. — Zum Schluß gibt der Verfasser seine Ansicht von der Entwicklung des amerikanischen Staatslebens, in welcher weder die Schwächen, noch die großen Momente verschwiegen werden. Ob nicht trotzdem das Endurtheil, namentlich in Beziehung auf die Entwicklung einer amerikanischen Kunst und Literatur zu sanguinisch ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen. —

**Zu Lenaus Biographie**, von L. A. Frankl. Wien, Beck und Pierer. — Es ist noch nicht lange Zeit her, daß wir zwei Monographien über Lenau besprochen haben, von Emma Niendorf und von Karl Mayer. Bei dem großen Interesse, welches das Schicksal des unglücklichen Dichters im gesammten deutschen Publicum erregt hat, wird auch diese neue Schrift viele dankbare Leser finden. Sie bildet gegen die vorhingenannten insofern eine Ergänzung, als sie Notizen über das Wiener Leben mittheilt, während jene sich fast ausschließlich in Schwaben bewegen. Wesentlich neue Aufschlüsse über den Charakter des Dichters wird man kaum erwarten, doch finden wir einige recht interessante Anekdoten, aus denen wir einiges mittheilen. — Der Sammelplatz der Schöngelster von Oestreich war das silberne Kaffeehaus in Wien. Der Verkehr derselben untereinander weicht nicht bedeutend von der Art und Weise ab, wie sonst unter Literaten Sitte ist. Lenau machte sich schon früh durch ein ungewöhnlich stilles und verschlossenes Wesen bemerklich, welches aber, wenn er angeregt wurde, der herzlichsten Theilnahme Platz machte. Für die Musik hatte er nicht nur ein warmes Gefühl, sondern auch ein eingehendes Verständniß. Zu seinen Lieblingen gehörte Franz Schubert. Die ungarische Heimat zeigte sich bei dem Dichter nur in einigen wilden Angewohnheiten und in der Verarbeitung ungarischer Stoffe; im übrigen fühlte er sich durchaus als Deutscher. Als man ihn einmal aufforderte, sich zum ungarischen Landtag wählen zu lassen, bemerkte er, daß er dazu nicht taue, weil er der ungarischen Sprache nicht so mächtig sei, um Reden halten zu können, weil er zu wenig vom ungarischen Recht verstehe und mit seiner Bildung zu seinen Landsleuten nicht passe. — Von der krankhaften Richtung, die von vornherein in seiner Seele lag, geben auch diese Mittheilungen zahlreiche Proben. Er liebte es, die andern durch Gesichterschneiden und Augenrollen zu erschrecken; er war von einer übertriebenen

Empfindlichkeit gegen jedes fremde Urtheil, auch das unbedeutendste, und er verfiel leicht in die wildeste Aufregung. Er liebte es, in schauerlichen Geschichten und Vorstellungen zu schwelgen. Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur, sowie die mystischen Schriften der Gnostiker gehörten zu seiner Lieblingslectüre. — Als er zuerst in die Literatur eintrat, war seine Weltanschauung pantheistisch. Ein zufälliges Ereigniß, das er mit tiefem und warmem Gemüth auffasste, bekehrte ihn zum Christenthum, das sich zuerst in seinen Abzügen vernehmlich macht. — Auch über den Verkehr mit dem wunderlichen Justinus Kerner finden sich einige Notizen. So erzählt er selbst sein erstes Zusammentreffen. „Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile, da mir aber niemand entgegenkam, öffnete ich die Thüre der zweiten Stube, auch diese war leer, in die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild: auf dem Boden ausgestreckt, lag lang und breit ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich merken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen, die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. Ah willkommen, lieber Niembach! Wir probiren da eben, wie es sein wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden.“ — Der Herausgeber des Buchs gibt einige verständige Bemerkungen über die Stellung Lenaus zur übrigen Literatur. Er führt seinen Grundcharakter auf Höltz zurück, vergleicht ihn dann mit Byron und macht auf einen charakteristischen Unterschied aufmerksam. „Byron, wenn ihn das Leben am schmerzlichsten ergriffen hat, flüchtet zu den schauerlichen Schönheiten der Natur, sie besänftigen, sie beruhigen ihn; Lenau empfängt von ihnen erst die herbsten Schmerzen . . . er greift wie ein Kind, das sich mit der Erscheinung im Spiegel nicht begnügt, hinter denselben und will sie körperlich fassen.“ —

Der Freundschaftsbund Schillers und Goethes, von Prof. Weber. Weimar, Voelan. — Eine Gelegenheitsrede, in der mit Verstand und Gefühl das Verhältniß unserer beiden großen Dichter auseinandergesetzt wird, aber ohne daß etwas wesentlich Neues darin geboten wäre. —

Kaiser Heinrich IV., Trauerspiel in zwei Theilen, von Julius Schrader. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. — Der Verfasser entwickelt ein warmes poetisches Gefühl und wenigstens hin und wieder auch einen tüchtigen historischen Sinn. Aber leider geht er auch von dem Irrthum aus, daß das Drama der Composition entbehren könne. Die Scenen sind lose, ohne alle Ordnung aneinandergesädelt, eine Sünde, die freilich Goethe im Götz von Berlichingen und andere Dichter auch begangen haben, die aber dafür den Leser durch anderweite reiche und in die Augen springende Schönheiten entschädigten. Das ist hier wenigstens nicht im hinreichenden Maße der Fall. — Die poetische Einleitung erweckt für das Gemüth des Verfassers lebhaftes Theilnahme, und das gilt auch von seinen „Elegien“, die in demselben Verlage erschienen sind. Der Verfasser empfindet ernst und würdig, aber er hat zu wenig schöpferisches Talent, um diesen Empfindungen die angemessene Gestalt zu schaffen. —

Deutsche Geschichte von Rudolph von Habsburg bis auf die neueste Zeit, von Professor Karl Hagen, Frankfurt a. M., Weidinger Sohn. —

Die vorliegende erste Abtheilung des 1. Bandes behandelt im ersten Theil die Reichsgeschichte bis zur Thronbesteigung Karl IV., im zweiten gibt sie eine statistische Uebersicht der politischen Verhältnisse jener Zeit. — Nach unserer Ansicht hat eine derartige Darstellung, die nicht einen streng wissenschaftlichen Charakter an sich trägt, die nicht auf neue Forschungen ausgeht, nur unter zwei Voraussetzungen ihre Berechtigung. Entweder muß sie in der Form eines Lehrbuchs gehalten sein, welches die Resultate der bisherigen Studien gründlich gesichtet und geordnet zusammendrängt oder sie muß den Werth in der künstlerischen Composition suchen, sie muß neue bedeutende und durchgreifende Aussichten eröffnen und einigermaßen mit der Dichtung verwandt über bekannte Thatsachen ein höheres Licht verbreiten. — Der Verfasser scheint zwischen diesen beiden Absichten geschwankt zu haben. Einzelne Theile seines Buchs verrathen offenbar die Intention einer künstlerischen Darstellung, andere dagegen sind ganz trockene Zusammenstellungen, wie sie in ein Lehrbuch gehören. Gewiß gibt es sehr viele Schichten der Gesellschaft, die auch durch diese Art der Darstellung ihre Kenntniß und ihre Einsicht sehr bereichern können, denn es ist viel thatsächlicher Inhalt darin und die Reflexionen, wenn man ihnen auch nicht immer beispflichten kann, verrathen doch stets den Kenner der Geschichte. Aber für dieses Publicum möchte das Buch doch einen zu sehr monographischen Charakter tragen. — Sehr zu loben ist, daß Herr Hagen seine bestimmten politischen Ansichten wenigstens nur sehr mäßig in die Geschichte des 13. Jahrhunderts übertragen hat. Einige Mal begegnet es ihm wol, daß er zu stark modernisirt, so z. B. als er die Vorliebe Heinrich VII. für die Geistlichkeit als eine romantische bezeichnet, was für den Charakter dieses unternehmenden und energischen Fürsten nicht der richtige Ausdruck ist. — Das Buch hätte übrigens sehr gewonnen, wenn der Verfasser sich um einen präciseren und zusammengedrängteren Ausdruck bemüht hätte. Die Darstellung wird zuweilen sehr breit. Wir kommen bei der Fortsetzung des Werkes, die uns wol auch über Absicht und Tendenz desselben näher aufklären wird, — die gegenwärtige Lieferung enthält keine Vorrede — noch einmal darauf zurück.

**Historisches Jahrbuch 1853 — 54.** Leipzig, Vork. — Das Buch ist vor allem zu loben wegen der bescheidenen Form, in der es auftritt. Das Referat über die Ereignisse des Jahres 1853 gibt dem Zeitungsleser eine sehr zweckmäßige Uebersicht, in der er seine Reminiscenzen sammeln, ordnen und sichten kann. Die Thatsachen sind vollständig, die Form einfach, die Anordnung bequem, übersichtlich und zweckmäßig. Hinzugefügt ist noch eine politisch-statistische Uebersicht, ein chronologischer Kalender des Jahres 1853 nach den Tagen geordnet und ein nekrologisches Verzeichniß. Die Ausstattung ist die bekannte der historischen Hausbibliothek, ein sehr gutes Porträt des Präsidenten Pierce bietet eine willkommene Zugabe. — Was aber dem kleinen Buch vor allem seinen Werth gibt, ist die feste männliche Gesinnung, die sich in den Urtheilen ausspricht. So sehr die Ereignisse des vorigen Jahres dazu geeignet sind, das warme Gemüth eines Patrioten zu verletzen und ihn zu einer leidenschaftlichen Auffassung der Thatsachen zu treiben, so geht doch hier die sittliche Strenge mit der Mäßigung und Besonnenheit des Urtheils Hand in Hand, und diese Vereinigung ist in unserer Zeit so selten. Entweder bewegt man sich in permanenter Hitze, nach allen Seiten

schreckhaft aufgeregt, oder man lernt es, sich mit den Thatsachen abzufinden, gelten zu lassen, was eben vorkommt, und heute als Factum anzunehmen oder wol gar zu loben, was man gestern als die Quelle des Verderbens bezeichnet hatte. Diese Stimmung ist nirgends so verbreitet als in Deutschland, wo es überhaupt so wenig ausgemachte Principien gibt, die der Discussion entzogen wären. Darum hat bei uns auch die Diplomatie und die Demagogie ein so leichtes Spiel, selbst die Vorstellungen von den Thatsachen schnell in Verwirrung zu setzen. Um wieviel glücklicher ist darin das englische Volk gestellt! wenn wir uns an die Urtheile der englischen Presse über das Ministerium erinnern, die im vorigen Jahr noch nicht von den lauten und schlagenden Zeugnissen unterstützt wurden, wie es gegenwärtig der Fall ist, so werden wir auch nach den jetzt erlangten Aufklärungen, einzelne unvermeidliche Uebertreibungen und Parteigesichtspunkte abgerechnet, diese Urtheile im wesentlichen bestätigt finden, weil der Engländer einen sichern Blick für die praktische Seite des Lebens hat und daher das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden weiß. Bei uns sieht man dagegen die Thatsachen fast immer durch ein trübes Medium. Wir wollen nur an einen Umstand erinnern, der gegenwärtig eine bedeutende Rolle spielt, an das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen in Beziehung auf die orientalische Frage. Nach der Zurückweisung des Wiener Antrags von Seiten Preußens schien die Sachlage ziemlich offen dargelegt zu sein, und doch verbreitete sich sehr bald die Meinung, daß Oestreich im Stillen viel russischer gesinnt sei als Preußen, und daß man jenes Anerbieten des Wiener Cabinets nur als ein scheinbares aufzufassen habe. Nach den neuesten Erklärungen des englischen Ministeriums im Parlament wird man diese wohlmeinende Ansicht wol nicht länger festhalten können. Ebenso wie früher der französische Kaiser hat es jetzt die englische Regierung ausgesprochen, daß Oestreichs Verhalten in dieser Sache ein loyales, festes und einsichtsvolles sei und daß nur Preußen durch seinen Widerstand das Einvernehmen Deutschlands mit den Westmächten hindere. Wir geben zu, daß für das natürliche Gefühl in dieser Erklärung etwas Unglaubliches ligt, daß es schwer begreiflich ist, wie eine Regierung, die der russische Kaiser in seiner Verhandlung mit dem englischen Ministerium als eine solche bezeichnet hat, auf deren Willen es ganz und gar nicht ankäme, die also politisch null sei, sich jetzt dazu hergeben kann, für denselben russischen Kaiser die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Allein daß man sich in Deutschland daran gewöhnen muß, das Unmögliche als wirklich und wahrscheinlich aufzufassen, das ist eben das Ergebnis einer ruhigen und besonnenen Auffassung, einer einfachen und ungetrübten Anschauung der Dinge, wenn wir auch gern zugeben wollen, daß ein solches Ergebnis weder erfreulich noch erhebend ist. Aber auch der Muth, das Böse zu tragen oder ihm zu begegnen wird nur durch eine gesunde und richtige Bildung des Urtheils vermittelt, und zu diesem Zwecke glauben wir das vorliegende Buch unsern Lesern empfehlen zu können. —

Her ausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.  
 Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig**  
 in Leipzig.  
 Druck von **C. C. Elbert** in Leipzig.